

„Audienz bei einer Göttin“. Über das fließende Licht der Gottheit an den Papierkleidern Susanna Cianfarinis, zur Eröffnung ihrer Ausstellung auf dem Pfingstberg in Potsdam. Von Norbert Hummelt.

Auf eine Audienz bei der Göttin Pomona mußte ich bis heute warten. Ihr Name erschien mir aber schon in meiner Kindheit, in Neuss am Rhein. Dort gibt es einen Stadtteil, der Pomona heißt, was auch in diesem Fall auf einen Obstgarten zurückgeht, und innerhalb dieses Stadtteils eine Straße mit Namen Pomona. Sie stand im Ruf, eine besonders exclusive Wohngegend zu sein, so daß ich kaum hoffen durfte, dort je zu einer Audienz vorgelassen zu werden, wenn auch, meines Wissens, keine Götter dort wohnten. Ich glaube nicht einmal, daß ich jemals in dieser Straße ging, sie war mir nur vom Hörensagen bekannt, wie ein Mythos, eine Sage. Diese Pomona also blieb mir verschlossen.

Pomona, die römische Göttin der Baumfrüchte, nach Ovid eine Hamadryade, Baumnymphe, war gleichfalls dafür bekannt, keine Besucher vorzulassen, zumindest keine männlichen. Sie hielt ihren Hain verschlossen, um sich bei der Hege und Pflege ihrer pflanzlichen Schützlinge nicht stören zu lassen. So sehr war sie ins Gärtnern vertieft, daß sie sich jegliche Unterhaltung mit einem Mann als lästige Ablenkung meinte verbieten zu müssen. Dazu heißt es im 14. Buch der Metamorphosen:

*Nie war eine vordem der latinischen Hamadryaden
Emsiger, als Pomona, in blühender Gärten Bestellung.
Nie geschäftiger eine für saftige Früchte des Baumes. [...]
Scheuend indes die Gewalt der Ländlichen, schließt sie den Obsthain
Drinne, und sorgsam wehrt und meidet sie männlichen Zugang.*

Das bereitete dem Vegetationsgott Vertumnus nun erhebliche Bauchschmerzen. Er war dringend in sie verliebt und versuchte, unter wechselnden Gestalten, sich ihr zu nähern, als Schnitter, Pflüger, Baumbeschneider usw. Alles ohne Erfolg. Dann kostümierte er sich als altes Mütterchen. So kam er durch die Kontrolle, küßte die Angebetete, die sich das von dem Mütterchen offenbar gefallen ließ, und hielt ihr einen längeren Vortrag. Er wies sie auf eine nahestehende, von Reben umrankte Ulme hin, für ihn ein Bild gelungener Symbiose, und stellte der Nymphe so die Nachteile des Alleinseins dar: Woran sollten sich die Reben halten, wäre die Ulme nicht da, und wie traurig stünde die Ulme ohne die Reben! Empfahl ihr den Vertumnus als idealen Bräutigam, schon allein, weil der auch ein Obstliebhaber sei, hielt es dann in der Maskerade nicht mehr aus und verwandelte sich in seine Jünglingsgestalt zurück, bereit, es auch mit Gewalt zu versuchen, falls alles Reden nichts gefruchtet hätte; hatte es dann aber doch, und Pomona, so wird berichtet, „fühlt antwortende Flammen“.

Wir können uns also glücklich schätzen, die Männer zumal, hier an diesem Nachmittag von Pomona überhaupt empfangen zu werden. Ovid berichtet nicht, ob und wie die Göttin bekleidet war, als Vertumnus um sie warb, aber es gibt ein allegorisches Gemälde des französischen Malers Nicolas Fouché, das Pomona in einem nicht eben eng anliegenden, orangeroten Gewand zeigt, das ihren Körper umspielt und die linke Brust freiläßt, während sie in der rechten Hand einen Apfel am Stiel hält und ihn uns, den Betrachtern, präsentiert, über einer Obstschale mit überquellenden Trauben. Die Farbe des Apfels entspricht dem Farbton ihres Gewandes. Pomona lehnt an einem steinernen Geländer, die im Hintergrund liegende arkadische Landschaft können wir uns mit etwas Glück und gutem Willen als Havellandschaft, als preußisches Arkadien denken. Pomonas linke Hand ruht auf einem zweiten Apfel. Die metonymische Beziehung zwischen dem Apfel und der weiblichen Brust ist bekannt, in Goethes Faust finden sich dazu einschlägige Verse, alles verweist in diesem Bild auf Fruchtbarkeit, die ist ja nun mal Pomonas Metier. Das zeigt das Bild, nicht mehr, nicht weniger.

Heute nun erhält die Göttin Pomona ein neues Gewand. Es ist ganz anders als der rote Fummel von Fouché, es zeigt uns mehr, als wir auf Anhieb sehen können. Es zeigt uns die Göttin Pomona gerade nicht, es ist ein Kleid, das niemand trägt, und darum können wir uns jede Gestalt darin vorstellen, von der wir sagen möchten, die ist göttlich. Ein fließendes weißes Gewand aus handgeschöpftem Papier und Pflanzenteilen, geschaffen von Susanna Cianfarini, und wenn das Licht hindurchscheint, der Abglanz der großen Sonne, dann wird es leuchtend, und „das fließende Licht der Gottheit“, so läßt sich vielleicht sagen, wird an ihm sichtbar. So heißt jedenfalls eine Schrift der Mechthild von Magdeburg, um 1250 entstanden, worin die unio mystica Gottes mit der liebenden Seele umkreist wird. Ein bedeutendes Werk der mittelalterlichen Literatur, aber als es geschrieben wurde, da war es noch nicht Literatur, da war es Glaube, eine Vision. In der Szene auf dem Berg Tabor, die bei Lukas erzählt und als „Verklärung des Herrn“ bekannt ist, heißt es: „Und während er betete, veränderte sich das Aussehen seines Gesichtes, und sein Gewand wurde leuchtend weiß.“ Also das Kleid ist nicht nur ein Kleid, sondern vielleicht eine nach außen gestülpte, von göttlichem Licht erfüllte Seele, und würden wir uns Kleider so gerne ansehen, wenn es einfach nur Kleider wären? Aber wie läßt sich das heute verstehen, „das fließende Licht der Gottheit“ werde sichtbar an einem Gewand, noch dazu einem aus Papier, doch nur als Wortspiel, weil es gerade paßt, weil wir hier, auf dem Pfingstberg, eine Woche nach Pfingsten, vor einem Heiligtum der Pomona stehen, das natürlich kein Heiligtum ist und nie eins war, wir zitieren ja nur und tun nur immer so als ob? Und war es schon 1801 ein bloßes ästhetisches Spiel, einer herrschenden Antikenmode gehorchend, als der junge Architekt Schinkel einen kleinen Teepavillon nach dem Vorbild der Nordfassade des Erechtheions auf der Akropolis in Athen als einen Tempel der Pomona erbaute? Aber war es nicht genau im Sommer dieses Jahres 1801, daß Hölderlin seine großen Elegien schrieb? Für Hölderlin war der Glaube an eine Rückkehr der

antiken Götter eine notwendige utopische Vorstellung geworden, vielleicht eine fixe Idee, aber jedenfalls kein Spiel: weil das Göttliche im Leben nicht sterben durfte. Weder die christliche Religion noch der Glaube an die alleinseligmachende Vernunft, der man in der Revolution schon Tempel geweiht hatte, schienen ihm noch tauglich. Blieb das Gedicht, um die Götter zurückzurufen. Licht machen können wir uns ja heute selbst, Bilder erzeugen, wie wir wollen, an Bildschirmen mit blauem Hintergrundleuchten, aber die große Sonne, die große Freude, das ist was anderes, die kommt von alters her, weil sie immer schon da war, sie muß geschenkt sein, oder sie bleibt aus. So heißt es in Hölderlins Elegie *Brod und Wein*:

*Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle,
Also wahr ist, was einst wir in der Jugend gehört?
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!
Aber die Thronen, wo? die Tempel, und wo die Gefäße,
Wo mit Nectar gefüllt, Göttern zu Lust der Gesang?
Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert und wo tönet das große Geschick?
Wo ist das schnelle? wo brichts, allgegenwärtigen Glücks voll
Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?*

Wo, ja, wo; hier vielleicht, hier. Wo immer wir gehen und sehen können, *wenn* wir so gehen, daß wir sehen *können*, mehr sehen vielleicht, als andere sehen. Wenn sie in der freien Natur spazieren gehe, so erzählt es mir Susanna Cianfarini am Telefon, dann so langsam, schweifend, innehaltend, immerzu fotografierend, dabei allerlei Blätter, Blüten, Gräser, Früchte und kleine Dinge vom Boden auflesend, daß sie niemandem zumuten könne, sie auf diesen Gängen zu begleiten, außer einer guten Freundin, die daran gewöhnt sei. Diese kleinen Dinge der Natur bringt sie heim und verwebt sie in ihrem Atelier mit dem zarten, starken, nicht rißfesten, zu unendlicher Projektion einladenden Werkstoff Papier. Ich habe Susanna Cianfarini gebeten, mir die Namen der Pflanzen aufzulisten, die sie für ihre Gewänder verwendet hat, ich weiß selbst nicht mehr recht, zu welchem Zweck ich das wissen wollte, denn ich bin, bei aller Liebe zur Natur, doch kein Botanisierer. Aber ich wollte die Namen dieser Dinge einfach *haben*, die sie in das zarte Japan-Papier einlegt, so daß sie dort Farbe geben und Struktur, und Bilder schaffen, ich wollte ihren Laut und ihren Klang, ich bin ja gewohnt, Papier mit Worten zu beschriften, und dabei sind die Namen der Dinge die schönste und begehrteste Wortart, was wäre ein Gedicht, in dem kein einziges Ding benannt ist? Hören Sie also selbst:

Hosta, Linde, Stiefmütterchen, Zwiebeln, Äpfel, Zitrusfrüchte, Rosenblätter, Rotkohl, Mohn, Primeln, Malven, Kapuzinerkresse, Erdbeere, Astern, Salbei, Butterblumen, Päonie, Clematis, Holunder – das ist beinahe ein Gedicht, es sind die Namen der Pflanzen, die für den Umhang der Pomona aufgelesen, ausgelesen wurden, und die Künstlerin versieht sie noch mit dem Zusatz: alles eßbar! Nun hören Sie, sehen Sie, schmecken Sie das Primavera Kleid: Kletterhortensie, Ranunkel, Wilde Möhre, Kirschblüten, Primeln, Storchschnabel, Robinie, Cosmea, Hibiscusblüte, Gänseblümchen, Fresien, Schlüsselblume (Aurikel), Erdbeerblätter, Erdbeerblütenstand, Klee, japanischer Ahorn, Leberblümchen, Mondviole (Silberblatt), Schneeglöckchen, Lilie, Dill. Das also ist das Kleid, das Buch von der ganzen Herrlichkeit des Frühlings, und nun erhaschen Sie den Rock des Herbstes: Blütenstand der Sharonfrucht, Kaki, Efeu, Ulme-Samen, Margeriten, Gänseblümchen, japanischer Ahorn, „Unkraut“ am Bach gesammelt, Holunderblüten, Tulpenbaumblatt, Selleriegrün, Akeleibblätter, Lilienblätter, Hosta, Wilde Möhre, Tulpe, Hartriegelblätter, Weihnachtssternblüte, Mondviole. Wenige Arten wiederholen sich, die Mondviole und die Wilde Möhre, wenige stehen in Klammern oder als Alternative, die Sharonfrucht ist von der Kaki nicht leicht zu unterscheiden und die Margeriten nicht vom Gänseblümchen. Ich sehe aber aus diesen Listen, mit welch kundigem Auge die Künstlerin auf ihren langsamen Gängen durch die Natur unterwegs ist, mit welch kundiger Hand sie auflieft, wie sie rupft und reißt. Ich bin immer sehr beeindruckt, wenn jemand sich in der Natur gut auskennt. Ich weiß nicht, ob Susanna Cianfarini zu Hause jedes Gräslein mit den Abbildungen in Pflanzenbestimmungsbüchern vergleichen muß oder ob sie, wie ich es mir von der obstsegensbringend durch ihren Hain schlendernden Göttin Pomona denke, jede Frucht sogleich mit Namen kennt und anspricht: Sei mir begrüßt, Mondviole. Salve, Cox Pomona. Ein Segnen ist ja ein Sagen, ein Nennen, ein Anreden. Als eine Freundin der Fluren also geht Susanna, geht Pomona durch den Hain, wo immer er sich findet, es kommt mir vor wie ein Rupfen im Garten Eden, ein Gang durch den Garten der Gärten, und es ist vielleicht kein Zufall, daß mir beim Ansehen ihrer Kleider Gedanken in den Sinn kommen, die die Künstlerin vielleicht gar nicht hat, die sich aber, aus der, kann man sagen, Schöpfungsnähe ihres künstlerischen Ansatzes auf die Objekte übertragen.

Also der Gedanke an den Garten Eden läßt sich gar nicht vermeiden, wir sind ja auch gewohnt, uns Eva mit einem Apfel vorzustellen, Eva, die Schlange und der Apfel. So heißt es in Genesis 3, Vers 1-7: *Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes, die Gott der Herr gemacht hatte. Sie sagte zu der Frau: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen? Die Frau entgegnete der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen; nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: Davon dürft ihr nicht essen, und daran dürft ihr nicht rühren, sonst werdet ihr sterben. Darauf sagte die Schlange zur Frau: Nein, ihr werdet nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon eßt, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse. Da sah die Frau, daß es köstlich wäre, von dem Baum zu essen, daß*

der Baum eine Augenweide war und dazu verlockte, klug zu werden. Sie nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihrem Mann, der bei ihr war, und auch er aß. Da gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten, daß sie nackt waren. Sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich einen Schurz. Also, wohlgemerkt, einen Schurz aus Feigenblättern, nicht aus Apfelblättern, und warum eigentlich denken wir an Äpfel, die wurden doch gar erwähnt? Das Bild kommt, wie so vieles, auf dem Weg des Übersetzens zu uns; das lateinische Wort für böse, „malus“, ist zugleich das Wort für den Apfel, und die bildkräftige Phantasie läßt uns seither Äpfel sehen, wo gar keine sind, so mächtig ist dieses Bild geworden, daß wir immerfort angebissene Äpfel sehen, in die man gar nicht beißen kann, so wie uns die Papierkleider von Susanna Cianfarini Göttinnen sehen lassen, die nicht da sind, auch Götter, die ein Kleid tragen, warum auch nicht, wir können sie sehen, weil sie nicht da sind. So können wir uns mit einem Male vorstellen, daß Eva nicht etwa mit einem Schurz aus Feigenblättern, sondern nur mit einem Apfel bekleidet aus dem Paradiese floh, und von Susanna Cianfarini können wir uns plötzlich denken, daß sie dieses Apfelkleid entworfen hat, eine Arbeit, zu der Gott an sechs Schöpfungstagen keine Zeit gefunden hatte. Ist Eva Pomona? Und wer ist dann Susanna? Ist der Pfingstberg der Garten Eden? Wo leuchten sie denn? Wo ist das Schnelle? Und wo, wenn nicht hier, wenn nicht jetzt, wo wir das Glück haben, sie sehen zu können, sind diese drei Gewänder, die hier sind nur für kurze Zeit, der Umhang der Pomona, das Kleid der Primavera, der Herbstrock für uns nicht Kleider, die uns passen könnten, nicht Entwürfe, Blüten, Blätter, Stiele, Früchte, Papier, sondern offene Türen der Einbildungskraft, sie lassen uns die Göttinnen, die Götter sehen, die entschwunden sind, und die, weil wir sie brauchen, wiederkehren, wenn auch immer nur für einen Augenblick.